

Mona Siegel: Frau Harland, was ist Ihr größter Wunsch für das kommende Jahr?

Girja Harland: Mein größter Wunsch ist es, dass die Bedeutung unserer integrativen Arbeit auch durch Politik und Gesellschaft als so bedeutsam angesehen wird, dass noch mehr Unterstützung kommt, um Projekte auch verstetigen zu können. Und dass ein Stückchen der rein ehrenamtlichen Arbeit in projektfinanzierte Arbeit übergehen kann, weil ganz viel aufgebaut wurde und ganz viel entstanden ist, was aber auf Dauer nicht nur Ehrenamtliche leisten können. Da sind jetzt gesamtgesellschaftliche Strukturen gefordert, die durch die Integrationspolitik bereits aufgegriffen wurden, und wo jetzt der Wissenstransfer vom Ehrenamt in die Institutionen, auch in die Politik hinein, wichtig ist. Dass wir da als Gesprächspartner ernst genommen werden und nicht über unsere Köpfe hinweg geplant wird, sondern dass man unsere Erfahrungen als Gewinn mitnimmt und es da ein gutes Miteinander gibt.

Mona Siegel: Sind die Aussichten für eine weitergehende Unterstützung derzeit nicht dadurch schlechter geworden, dass die Flüchtlingswelle gerade wieder abebbt?

Girja Harland: Im Moment kommen zwar weniger hier an, allerdings befinden sich in Griechenland, in der Türkei und in Italien sehr viele Geflüchtete in Warteposition. Außerdem haben wir in den Erstaufnahmeeinrichtungen in Deutschland einen Rückstau von Geflüchteten, die noch nicht einmal in Folgewohnungen umziehen konnten, sodass insgesamt eine große Anzahl von zusätzlichen Plätzen geschaffen und auch Reserven vorgehalten werden müssen. Wenn ein großer Teil derjenigen, die in Griechenland, in der Türkei und in Italien unter elendigsten Bedingungen auf der Straße sitzen, umverteilt werden muss, dann müssen wir dafür auch Aufnahmekapazitäten bereit haben und uns nicht wieder unvorbereitet überrollen lassen. Derzeit befinden wir uns in einem doppelten Prozess: Wir müssen uns vorbereiten, auf das was vielleicht kommt und gleichzeitig müssen wir diejenigen, die gekommen sind bei der Integration unterstützen, gerade auch dadurch, dass sie aus den Wohnunterkünften rauskommen und für Nachrückende wieder Platz verfügbar ist. In Hamburg sind es bereits mehrere Tausend, die bereits eine Wohnberechtigung haben und im Sozialen Wohnungsbau keine Wohnung finden, weil nicht ausreichend solcher Wohnungen zur Verfügung stehen. □

Mona Siegel

... Studium der Soziologie mit Schwerpunkt Sozialpsychologie und -philosophie. Aufbaustudium „Qualitative Bildungs- und Sozialforschung“/ Biografieforschung. Zusatzausbildungen: Spirituelles Coaching. Salutogenetisch orientiertes Coaching. Aktuell: Wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Zentrum für Salutogenese

Kontakt

Zentrum für Salutogenese
Barfüßerkloster 10
37581 Bad Gandersheim
Tel.: 05382/9554730
Email: m.siegel@salutogenese.de



Quelle: Autor

Zunehmend gelangen geflüchtete Menschen, insbesondere Kinder und Jugendliche, in pädagogische Einrichtungen. Vielfach unterliegen sie Zuschreibungen über ihre Situation: Hilflosigkeit und Traumata sind hier häufig kollektiv fallende Begriffe. Ebenso werden sie oft als relativ homogene Gruppe beschrieben, dabei wird übersehen, dass es nicht die „Flüchtlinge“ und damit auch kein pädagogisches Patentrezept im Umgang mit ihnen und ihren erfahrenen Belastungen gibt. Was die Zugewanderten in unterschiedlichem Maße aber auch mitbringen sind Ressourcen: der Wille (und das Vermögen) zu überleben, Neugier, Kreativität, Kraft, Flexibilität und der feste Wunsch, sich ein besseres Leben aufzubauen. An diesen Ressourcen müssen wir als pädagogisch Tätige ansetzen, wenn wir ernsthaft daran interessiert sind, dass die neu Zugewanderten ein Zugehörigkeitsgefühl zur Gesellschaft entwickeln. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es wichtig, vorsichtig mit Zuschreibungen umzugehen – also Vorannahmen in der Schwebe zu halten – und auch uns selbst als pädagogisch Tätige nicht zu überfordern. Dieses kann gelingen durch einen kultursensiblen und dialogischen Umgang mit sich selbst und den geflüchteten Kindern, Jugendlichen und Familien.

Schlüsselwörter: Interkulturalität, Dialog, Zuwanderung, Geflüchtete, sozialpädagogische Unterstützung

In der ZEIT vom 1. September 2016 ist ein Dialog abgedruckt, den die Autorin Fabienne Hurst selbstironisch wiedergab. Sie beschrieb folgende Situation: Die Autorin selbst wollte sich mit Muhammad, 28, der als Flüchtling nach Hamburg kam, über WhatsApp verabreden:

Fabienne Hurst: *Hi Muhammad, treffen wir uns nachher vor dem Supermarkt Nahkauf?*

Muhammad: *Kein Problem.*

Fabienne Hurst: *Findest du das?*

Die Begegnung mit geflüchteten Menschen

Eine Reflexion auf den pädagogisch-dialogischen Umgang

INA STANULLA UND SAHIBE YOLCI

Muhammad: *Bestimmt.*

Fabienne Hurst: *Es ist nicht weit von den Messehallen. Du musst einfach über die Straße, da bei der Kirche, und dann die Marktstraße hoch. Nach 300 Metern etwa auf der linken Seite.*

Muhammad: *Fabienne, ich hab es von Syrien hierher geschafft, nur mit googlemaps. Glaub mir, ich schaffe es auch bis zu deinem Nahkauf.*

Dieser Dialog macht deutlich, wie sehr unser eigenes Bild von Geflüchteten den Umgang mit ihnen bestimmt. Eine zentrale Assoziation und Zuschreibung von „Flüchtling“ ist zum Beispiel „hilfsbedürftig“ und „traumatisiert“. An die Semantik von „auf Hilfe angewiesen sein“ koppeln sich schnell weitere Begriffe wie: ohnmächtig, ratlos, schwach, unbeholfen, unselbständig, abhängig, kraftlos, machtlos, schutzlos, unsicher, wehrlos. Auch Franz Hamburger beschrieb, das insbesondere hinsichtlich jugendlicher Geflüchteter die kollektive öffentliche Diagnose: „Traumata“ laute [vgl. Hamburger 2016, S. 126]. Dies rufe häufig bei den sozial Tätigen ein besonders vorsichtiges Handeln gegenüber den Geflüchteten hervor. Mitunter würden diese auch „verkindlicht“ und „entmündigt“.

Paradoxe Situation

Die Verunsicherungen der Professionellen treffen häufig auf das „handlungspraktische Wissen“ von geflüchteten Menschen [ebd., S. 126]: Diese haben sich in der Regel ein komplexes Wissen neu angeeignet, das es ihnen ermöglicht, in schwierigen Situationen handlungsfähig zu bleiben; zu erkennen, wie mit gefährlichen Situationen umzugehen ist, wem man vertrauen kann, vor wem man sich schützen muss. Dieses Wissen bildet im Umgang mit der neuen, unbekanntem Ankommensgesellschaft ein großes Kapital, dem sich Sozialarbeitende mitunter aber unterlegen fühlen können. Es kann auch dazu führen, dass sie sich mit ihren Hilfsangeboten ausgebeutet fühlen, finden, dass die Geflüchte-

ten zu viel fordern und darauf mit Enttäuschung und Frustration reagieren [ebd.]. Diese Enttäuschung entsteht im Grunde durch die implizite, ursprünglich vorgenommene Zuschreibung: „die armen, geflüchteten Traumatisierten“, die in einer deutlichen Diskrepanz zur Selbsteutung der Geflüchteten steht. Diese sind mit ihren erfolgreichen Handlungsstrategien, die auf Neugier, Kraft und Energie, Kreativität, Flexibilität und der Schnelligkeit in der Einschätzung von Situationen beruhen, für das Ankommensland eben nicht immer bequem, weil sie auch „Gegebenheiten“ hinterfragen. Z.B., warum bestimmte Prozesse in den Ankommensländern nicht schneller laufen, besser organisiert seien etc. Diese reale oder vermutete Ungeduld trifft dann wiederum auf die schnell brüskierten Helfenden, die finden: die Geflüchteten seien „undankbar“.

Nun ist es spannend, bevor wir auf den pädagogischen Alltag kommen, Überlegungen anzustellen, wie die unterschiedlichen Gefühlskonglomerate und Verhaltens- und Handlungsweisen der in Deutschland Lebenden begründet sind.

Wie kommt es zu diesem Verhalten und was macht das mit uns und mit den Geflüchteten?

Ein Grund z.B. für die kollektiven Zuschreibungen, die Geflüchteten seien traumatisiert, liegt darin, dass wir die Realität auf der Grundlage der Lebenswelt bewerten, die wir „vor Ort“ in unserem Alltagsleben kennen. Wenn nun jemand in einem vor Krieg sicheren Land Bilder sieht in den Medien oder Berichte hört, die Erlebnisse auf der Flucht darstellen, bildet sich dies im eigenen Erfahrungshorizont so ab, dass dieses als schrecklich und hilflos machend interpretiert wird. Uns stünde ad hoc in vergleichbarer Situation keine geeignete Bewältigungsstrategie zur Verfügung – aus der jetzigen Lebenssituation heraus betrachtet.

Zweitens löst der Begriff Flucht bei einem nicht unerheblichen Teil der Bevölkerung Deutschlands Assoziationen zur eigenen Flucht, der der Eltern oder Großeltern im Rahmen des Zweiten

Weltkrieges, aus der Zeit der getrennten Staaten DDR/BRD oder der Balkankriege aus. Wir wissen heute, dass Traumata transgenerational weitergegeben werden, so dass auch „Kriegsengel“ oder „Kriegsurenkel“ Verhaltensweisen zeigen können, die an das Erleben von Traumata erinnern [Bode 2009]. Je weniger die Flucht in der eigenen Familie thematisiert werden durfte, umso mehr. Auch hier gibt es ein gelerntes Verhalten des Umgangs, das immer noch Bedeutung in der Gegenwart besitzt. Das „Nicht-Ansprechen und Schnell-Vergessen wollen“, weil alles so schrecklich war. Diese Strategie wird häufig auf den Umgang mit den heutigen Geflüchteten übertragen. Es kann natürlich tatsächlich sein, dass Geflüchtete nicht über die Erlebnisse reden möchten, aber es kann genauso gut sein, dass sie es möchten und dass es wichtig für sie ist.

Drittens gibt es eine anthropologisch begründete diffuse Angst gegenüber „Fremden“, die sich in verschiedenen Ländern/Milieus/Gruppierungen verschieden ausprägt und unterschiedlich kultiviert und genutzt/benutzt wird. Unser Umgang mit anderen, mit Fremden“ ist vorgeprägt von Botschaften, mit denen wir aufgewachsen sind und die uns oft nicht (mehr) bewusst sind. Unsere jeweiligen eigenkulturellen Wertsetzungen bei der Wahrnehmung von „Fremden“ sind dabei ungeheuer wirkmächtig, oft nicht einmal kognitiv zu beeinflussen. Je mehr äußere Unterschiede in Sprach(zeichen), Hautfarbe, Kleidungsstil, Religionszugehörigkeit, Nahrungsaufnahme, sichtbarer Rituale etc., desto mehr Verunsicherung scheint zu entstehen.

Wir können kaum etwas daran machen: unser Umgang mit anderen, mit „Fremden“ ist vorgeprägt von Botschaften, mit denen wir aufgewachsen sind und die uns oft nicht (mehr) bewusst sind. Diese Botschaften sind immer wieder handlungsleitend – sowohl im Privaten wie Professionellen. Häufig sind sie negativ und lauten: „Geh nicht mit Fremden mit“; „Vorsicht vor Fremden“ und sind gekoppelt mit Zuschreibungen von einzelnen ethnischen Gruppen als gefährlich oder sogar kriminell. Positive Aussagen – z.B. im Sinne von Gastfreundschaft – kommen in dem „Fremdenbild“ seltener vor.

Was sollen wir mit diesem anthropologisch-historisch-biographischen Ballast tun?

Der wohlwollende Blick auf sich selbst

Wir alle kennen folgenden Sinnspruch in der einen oder anderen Form: „Gib mir die Kraft, zu verändern, was ich verändern kann, gib mir die Gelassenheit, zu akzeptieren, was ich nicht ändern kann und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“

Ausgehend von der These, dass zum Teil „frühkindlich aufgenommene“ Botschaften zum Umgang mit anderen, Fremden unser (berufliches) Handeln beeinflussen, selbst wenn dies uns

nicht bewusst ist, ist es wichtig, sich nicht nur in Hinsicht auf das Gerech-Werden unserer AdressatInnen damit auseinanderzusetzen, sondern auch in Bezug auf unser Selbstverhältnis und den „wohlwollenden Blick“ auf uns selbst, nämlich uns selbst zu reflektieren, aber bestimmte Bedingungen unserer selbst auch zu akzeptieren.

Wenn wir als Professionelle (aber auch als Ehrenamtliche) Geflüchtete begleiten, ist es sehr wichtig, uns diese Bedingungen ins Bewusstsein zu holen, um sie zu sehen und aktiv damit umzugehen. Es erscheint uns wichtig, etwas über die Basis des „Bauchgefühls“ zu wissen, das häufig Begegnungen mit anderen, mit „Fremden“ strukturiert, damit wir es gestalten können. Gerade im Kontext der Arbeit mit Geflüchteten und/oder auch Traumatisierten, in Arbeitskontexten, die Ängste hervorrufen, in denen wir wenig Souveränität besitzen, ist es existenziell, im Kontakt mit sich selber zu sein, sich selbst zu kennen, da es unsere innere Autorität stärkt und inneren Halt gibt [vgl. Schopp/Marek 2013, S. 5]. Wir können also nicht unbedingt die Bilder und Zuschreibungen ändern, die in uns entstehen, aber wir können sie wahrnehmen und reflektieren und unsere Handlungsstrategien ändern.

Dies öffnet neue Perspektiven, verhindert die eingangs beschriebenen persönlichen Enttäuschungen, macht den Umgang mit sich selbst und dem anderen leichter, gelassener. Wer an dieser Haltung ansetzt, bzw. „arbeitet“, wird mit Sicherheit im Umgang mit Geflüchteten und im Umgang mit eigenen Ängsten souveräner.

Was macht die Besonderheit in der pädagogischen Arbeit mit geflüchteten Familien aus?

Menschen, die aus ihrem Heimatland geflohen sind, haben enorme Schwierigkeiten erlebt, haben sie bewältigt und überwunden. Auch in Deutschland befinden sie sich in einer schwierigen Situation: Durch die langsamen und für sie oft undurchschaubaren bürokratischen Prozesse in Ämtern und Behörden sowie durch die politisch ungewisse Situation wird die Selbstwirksamkeit des Einzelnen lahmgelegt.

Der Psychiater Keilson stellte bereits 1979 in einer Beobachtungsstudie an Kindern mit dem Titel „Sequentielle Traumatisierung“ fest, dass nicht die Schwere des Erlebten und der seelischen Belastungen, denen die Kinder ausgesetzt waren, entscheidend war für die relativ gesunde Entwicklung im Erwachsenenalter oder Traumatisierung, sondern die günstigen oder eben ungünstigen Bedingungen zeitlich gesehen nach den belastenden Erlebnissen, die das zukünftige Leben prägen.

Ungünstige Bedingungen sind z.B. Zwangsunterbringung in Gemeinschaftsunterkünften, völliges Verwaltetsein, Unsicherheit durch belastende unsensible Anhörung und unsicheren Aufenthaltsstatus, Isolation durch mangelnde gesellschaftliche Beteiligung und Zwangsumsiedlung an die Ränder der Gesellschaft, Rassismus und soziale Ablehnung und Zuschreibungen als Opfer und Hilfebedürftige [Iskenius 2016].

Wenn wir diese Aufzählung hören, stellen wir erstens fest, dass dies leider häufig Fakt ist und zweitens, dass die Familien, die uns in der pädagogischen Arbeit begegnen, auf diese Zuschreibungen und Lebenslage nicht gefasst waren; wir begegnen in unserer Arbeit Familien, die in der Regel nach Unabhängigkeit streben und dem Bemühen, ihre Lebenssituation selbständig zu verbessern. Die Zuschreibungen, die Flüchtlinge aus der Öffentlichkeit erfahren, etwa sie seien „schwer erreichbar“, es gebe eine „komplexe Problemlage“, sie seien „traumatisiert“, möglicherweise auch „gewalttätig“ usw., bilden keine guten Voraussetzungen dafür, dass sich Menschen hier einlassen, sich öffnen, Vertrauen fassen und ein Gefühl von Zugehörigkeit entwickeln.

Das alles wissen wir, weil wir in Deutschland und auch Europa insgesamt schon viel Erfahrung mit zugewanderten Familien und Migration insgesamt gesammelt haben. Jedes Kind, ob hiesig oder zugewandert, braucht das Gefühl, dazuzugehören und für die Gesellschaft wertvoll zu sein. Die Angst vor Ablehnung und Ausgrenzung kann bei Kindern und Erwachsenen zu Aggressionen oder Rückzug führen. Gerade Zugewanderten aber wird eher vermittelt, dass sie nicht gewollt sind. „Wir haben sie vernachlässigt

sich unserer Gesellschaft zugehörig zu fühlen, ignoriert haben, oft einfach bis zur Verzweiflung. Die daraus resultierende Tendenz, sich kriminellen Gangs oder radikalen Bewegungen anzuschließen, die ihnen Sinn, Struktur und Ausrichtung in ihrem Leben geben, hat uns erst vor kurzem aufhorchen lassen“ [Juli 2016].

Der Dialog als hilfreiche Haltung in der Arbeit mit Geflüchteten in der Jugendhilfe

Für die Fachkräfte in der Arbeit mit Geflüchteten ist systemisches, dialogisches und kultursensibles Arbeiten unabdingbar. Dazu gehört eine nichtwertende – bzw. „Bewertung in der Schwebe haltende“ – Wahrnehmung und Beschreibung von Personen, Zuständen und Situationen. Denn durch vorschnelle Zuschreibungen und Bewertungen, wie sie häufig in den Medien stattfinden, werden Vorurteile gefestigt (z.B. „Arabische Männer geben weiblichen Fachkräften nicht die Hand, weil sie Frauen nicht als gleichberechtigt akzeptieren“). Geflüchtete fühlen sich in solchen Zuschreibungen nicht ernst genommen, nicht „gesehen“ und ohnmächtig und gehen in der Folge nicht in die Begegnung. Für



Moqim Moqim Zadeh



Moqim Moqim Zadeh

manche Männer mag das Nicht-Hände-Geben zutreffen, aber der vermutete Grund trifft nicht zu, für viele trifft es überhaupt gar nicht zu. Gerade im Umgang mit Familien, Kindern und Jugendlichen, die Flucht- und Diskriminierungserfahrungen gemacht haben, ist es als sozial tätige Person wichtig, Unsicherheiten auszuhalten und Ambiguitätstoleranz zu beweisen – auch aus Selbstsorge (Eigenschutz), damit sie sich nicht persönlich angegriffen fühlen.

Die bewusste Akzeptanz von Verhaltensweisen, auch wenn wir sie nicht verstehen oder als „anders“, als „fremd“ empfinden, deutet auf die Willensbereitschaft hin, gesellschaftliche Definitionsmacht zu teilen, zu erkennen, dass „meine“ Wahrheit oder Deutung nur eine der möglichen Wahrheiten oder Deutungen ist. Dieses ist ein zentraler Grundsatz in der dialogischen Haltung. Eine weitere grundlegende Haltung ist es, „Radikalen Respekt“ zu zeigen. „Radikaler Respekt heißt, dass wir die Würde jedes einzelnen Menschen, seine Sprache und seine Ausdrucksweise; seine Einmaligkeit achten. Wir respektieren, was den Menschen ausmacht, dem wir gegenüber sitzen, ohne Hintergedanken, wie wir ihn „knacken“ oder verändern könnten. (...) Ich erkenne die andere Person in ihrem Wesen an“ [Schopp 2006, S. 75]. Wir können ohnehin niemanden „von außen“ ändern, wenn er oder sie sich selbst nicht ändern möchte. Die Haltung, die in der Folge entsteht, ist die einer größeren Gelassenheit im Umgang mit anderen, denn jeder ist letztendlich für die eigenen Anteile in der gemeinsamen Beziehung zueinander verantwortlich. Diese Erkenntnis bewirkt sowohl für AdressatInnen wie für Fachkräfte eine Entlastung und schafft einen Ausweg aus dem vielfach verbreiteten Gefühl bei Fachkräften: „...aber ich muss das doch schaffen zu vermitteln/zu organisieren,... „ oder: „...das müssen die doch verstehen...“.

Geflüchtete Kinder in Einrichtungen

Viele Kinder aus Flüchtlingsfamilien, die aufgrund ihrer Flucht von Angst und Verunsicherung gekennzeichnet sind, besuchen inzwischen pädagogische Einrichtungen. Es ist hilfreich, sich in dieser Arbeit stets bewusst zu halten: Fallen die Kinder durch Aggressionen, ungewöhnliches Verhalten oder Rückzug auf, so ist dies nicht als Respektlosigkeit gegenüber den pädagogischen Fachkräften zu verstehen. Der Ursprung dieser Aggressionen ist in der Regel die Angst vor Ablehnung, Ausgrenzung und Isolation. Ein Kind, das in Konflikten mit Gleichaltrigen oder Erwachsenen häufig mit Aggressionen reagiert, sollten wir nicht einfach als unerzogenes Kind ansehen. Die Aggression des Kindes ist eine klare Botschaft an die Erwachsenen, die besagt: „Ich habe Schmerzen und fühle mich verloren. Ich weiß, dass das, was ich tue falsch ist, also könntest du mir bitte helfen, herauszufinden, was gerade in meinem Leben schief läuft. Ich liebe meine Eltern, ich mag meine Lehrer und ich möchte mit den Kindern spielen, aber irgendwie schaffe ich es nicht“ [Juul 2016]. Wir wissen aus unserer Erfahrung, dass eine moralische Verurteilung dieses Verhalten nicht unterbinden wird. Vielmehr hat es sich bewährt, den Botschaften der Kinder in der pädagogischen Arbeit mit den Prinzipien des Dialogs zu begegnen, die auf der Grundlage basieren: „Jede und Jeder genießt den gleichen Respekt.“ In diesem Dialog geht es darum, gemeinsam mit dem Kind herauszufinden, was ihm fehlt. Erst wenn wir in der Praxis die Kinder in ihrer Gleichwürdigkeit akzeptieren, statt sie zu verurteilen, und ihnen durch kreative Methoden helfen, Vertrauen aufzubauen, kann es gelingen, ihnen ein Gefühl von Sicherheit und Zugehörigkeit zu vermitteln. Voraussetzung dafür ist, dass die pädagogischen Fachkräfte in ihrer Arbeit mit den Kindern selbst „die Haltung eines Lernenden“ einnehmen und ihre vertraute Rolle als Wissende aufgeben. So kann eine gleichwürdige Begegnung entstehen und sie vermögen die tatsächlichen Überlegungen des Kindes nachzuvollziehen. Sehr häufig beobachten wir PädagogInnen, die den Kindern schnell Vorschläge machen, sie mit Ideen überschütten und in eine bestimmte Richtung argumentieren. Dabei erhält das jeweilige Kind keinen Raum für seine Gedanken und seine eigene Stimme. Häufig antworten Kinder in einer solchen Situation sehr verkürzt nur das, was die Erwachsenen hören möchten. Es findet also kein echter Austausch statt und wir haben daher keine Chance, die subjektive Sichtweise der Kinder zu verstehen. Wer wirklich zuhören möchte, gibt die Haltung des „Recht-Haben-Wollens“ und die ungleiche Machtverteilung im Gespräch auf und führt stattdessen einen „gleichwürdigen Dialog“ [vgl. auch Klein 2004]. Das Verhältnis zwischen Kindern und Erwachsenen sollte immer von Gleichwürdigkeit bestimmt sein, auch in pädagogischen Institutionen, egal wie problematisch wir das Verhalten des Kindes finden. [vgl. Juul: Die Praxis der gleichen Würde...].

Geflüchtete Eltern in ihrer Elternrolle stärken

Auch die Eltern in den Flüchtlingsfamilien müssen wir in ihrer schwierigen Situation sehen, die sie in ihrer Elternrolle verunsich-

chert. Sie brauchen dringend das Gefühl, ausreichend gute und wertvolle Eltern zu sein. Denn oft erleben die Kinder ihre Mütter und Väter durch die äußeren Umstände in ihrer Erziehungsrolle geschwächt und verunsichert. Die Veränderung der Rollenverteilung sowie die Erschütterung der familiären Werte belasten die Kinder. In einer Studie des deutschen Komitees für UNICEF 2014 bestätigt Thomas Berthold: „Sie erleben ihre Eltern als Hilfeeempfänger, als hilfeschuchend und als hilfsbedürftig. Das Bild der starken, schützenden Eltern, die die familiären Belange selbst regeln können, wird in vielen Situationen erschüttert“ [Berthold zit. n. Jehles u. Pothmann 2016, S. 33]. Die Kinder sind oft auf sich allein gestellt, weil die Eltern, die sich selbst neu orientieren müssen, ihnen wenig Orientierung geben können. Deshalb ist es in der pädagogischen Arbeit wichtig, den Eltern auf Augenhöhe zu begegnen und sie als Experten bei der Findung von Lösungen für sie und ihre Kinder anzusprechen. Oft finden sich die Flüchtlingskinder schneller in die neue Situation ein. Der Schulbesuch, das Erlernen der Sprache sowie der Kontakt zu Gleichaltrigen ermöglichen es ihnen, neue Perspektiven kennenzulernen, und führen dazu, dass die Kinder schneller in der Gesellschaft ankommen als ihre Eltern, die durch Arbeitsverbote sowie Ämtergänge oft isoliert sind [vgl. ebd.]. Dadurch kann eine ungleiche Entwicklung in der Familie entstehen, die alle Beteiligten zusätzlich belastet.

Die Eltern müssen in allen Fragen, die ihre Kinder angehen, einbezogen werden und bei der Findung der Lösung aktiv mitgestalten dürfen. Die Kinder brauchen das Gefühl, dass ihre Eltern als gleichwürdige Menschen wahrgenommen werden. Die dialogische Haltung und der salutogenetische Blick ermöglichen Vertrauen, vermitteln ein ausreichendes Gefühl von Sicherheit und schaffen in der Zusammenarbeit mit geflüchteten Eltern eine würdevolle Begegnung.

Es ist wichtig, die Ressourcen der Menschen wahrzunehmen und anzusprechen. Häufig geraten diese durch die Konzentration auf mögliche Traumata – wie eingangs beschrieben – aus dem Blick. Das salutogenetische Handeln und die Förderung von Resilienz bedeutet, in den Vordergrund zu stellen, dass die Menschen widrigste Umstände offenbar erfolgreich überwunden haben. Dabei geht es insbesondere darum herauszufinden, auf welche Ressourcen bzw. Kompetenzen sie dabei zurückgegriffen haben. Erst wenn wir in der pädagogischen Arbeit unseren Blick auf Ressourcen und Lösungen ausrichten statt auf Schwierigkeiten und Hemmnisse, können wir Eltern in ihrer Kooperation stärken. Aus unseren Erfahrungen in der Arbeit mit geflüchteten Eltern wissen wir, dass viele eine große Bereitschaft zur Kooperation mitbringen. Ein Beispiel aus der Praxis: Wir haben mit einer Familie gearbeitet, bei der ein Vater in einem Flüchtlingsheim lautstark klare Forderungen und Bedarfe bei der Heimleitung geäußert hat: „Ich

will eine Wohnung für meine 8-köpfige Familie, ich will einen Kitaplatz für meine Kinder.“ Halten die Fachkräfte das selbstbewusste Auftreten des Vaters nicht aus, fühlen sich persönlich angegriffen und bewerten das Verhalten als maßlos und undankbar, manövrieren sie sich in eine Überforderungssituation und gehen in Abwehr und Zurückweisung. Wenn sie „einen Schritt zurücktreten“ und einen Perspektivwechsel vornehmen, könnten sie das Auftreten des Vaters als Ressource sehen: er ist selbstbewusst, tritt für seine Belange ein, artikuliert dies und versucht eine Wirkung zu erzeugen. Aus dieser Perspektive ist das Handeln des Vaters nachvollziehbar und nicht als Angriff an die Fachkraft zu verstehen. Wenn wir uns das bewusst machen, sowohl die Perspektive des Vaters als auch die Perspektive als Fachkraft mit ihren biographischen Vorerfahrungen, ihren Überforderungsgefühlen in der Flüchtlingshilfe, (individuell wie strukturell), dann kann ich anders regieren. Ich kann dem Vater spiegeln, dass ich ihn verstehe, ihn ernst nehme, aber seine Forderungen leider nicht erfüllen kann. Sein energisches, kraftvolles Auftreten kann ich als Integrations- und Beteiligungsprozess ansehen und würdigen. Diese Haltung überträgt sich auf den Vater, so dass es kein Gegeneinanderarbeiten mehr gibt, sondern die Energie auf das Erreichen des gemeinsamen Ziels gerichtet wird.

Kultursensibilität in der Begegnung

Angebote zur Unterstützung von Geflüchteten, beispielsweise ambulante Erziehungshilfen, stationäre Wohngruppen für unbegleitete Kinder und Jugendliche, interkulturelle Familienpatenschaften sowie interkulturelle Beratungsstellen erfordern eine kultursensible Ausrichtung. Die transkulturelle Haltung bietet den Fachkräften bei der Beratung der Familien einen multidimensionalen Handlungsansatz. Dieser Ansatz ermöglicht es, eine gemeinsame Sprache und damit eine Verständigung sowie eine gemeinsame Konstruktion der Realität herzustellen, um Veränderungsprozesse zu ermöglichen. Für die Förderung von interkultureller Handlungskompetenz ist die Erschließung von migrations- und kulturspezifischen Ressourcen und Bewältigungsstrategien notwendig. Menschen, die es geschafft haben, nach einer oft langwierigen und gefährlichen Flucht in Deutschland anzukommen, bringen – wie eingangs benannt – viele Bewältigungskompetenzen mit. Zugleich ist es notwendig, dass die pädagogischen Fachkräfte sich der gesellschaftlichen Machtverhältnisse und der Benachteiligung und Ausgrenzung von Minderheiten bewusst sind, um die Familien in ihren Anliegen zu verstehen und zu begleiten.

Der oben beschriebene, oft unsichere Umgang mit Geflüchteten, aber auch die Wahrnehmung der Schwierigkeiten, die sie er-

lebt haben und in Deutschland weiter erleben, führen bei vielen Helfenden zu einer defizitorientierten Sichtweise, die wiederum zu vorschnellen Forderungen führt. Doch so schaffen wir keine echte Begegnung. Beispielsweise wird von den Ankommenden gefordert, umgehend Deutsch zu lernen. Aber diese scheinbar ausschließlich praktisch orientierte Aufforderung hat zusätzlich einen weiteren Klang: „Diese Parole bringt Dominanzbeziehung zum Ausdruck, der sich der Migrant zu unterwerfen hat“ [Hamburger 2016, S. 125]. In unserer Zusammenarbeit mit Zugewanderten haben wir die Erfahrung gemacht, dass diese Postulate nicht den Integrationsprozess fördern, sondern vielmehr zu einer Rollenverteilung von Fordernden und Bringschuldigen führt, in der das



Moqim Moqim Zadeh

gegenseitige Interesse aneinander als Menschen aus dem Blick gerät. In der mahnenden Fixierung auf die Defizite der Menschen steckt letztlich auch unsere eigene Angst vor dem Nichtverstehen – in jedem Fall aber verhindert eine solche Rollen- und Machtverteilung die wahre Begegnung und das Schaffen von kreativen pädagogischen Prozessen. Die Menschen, denen mit solchen Forderungen begegnet wird, kommen diesen nicht gleichsam nach, sondern ziehen sich zurück und öffnen sich nicht mehr der Ankommengesellschaft. Stattdessen sollte es in der pädagogischen Praxis darum gehen, Räume und kreative Angebote zu gestalten, die es ermöglichen, dass Menschen einander tatsächlich begegnen, einander kennenlernen, miteinander lernen. Ein Beispiel aus unserer WG für unbegleitete minderjährige Geflüchtete: Durch gemeinsame Aktivitäten, Sport, gemeinsames Kochen, ein Konzert besuchen, wird ein Raum hergestellt, in dem die gesprochene Sprache nicht zwangsläufig im Vordergrund steht. Durch das gemeinsame Tun können wir uns auch kennenlernen und uns begegnen. Allein das Interesse, sich auf diese gemeinsamen Aktivitäten einzulassen, vermittelt Wertschätzung der Person und ist ein Signal: ich bin interessiert an dir! Die Erfahrung, nicht aus-

schließlich auf die mangelnde Sprachkenntnis des Deutschen reduziert zu werden und trotzdem an der Gemeinschaft mit anderen teilzunehmen, schafft den Anlass und die Motivation für die Jugendlichen aus der WG auch neben dem Schulbesuch selbstverständlich Deutsch zu lernen, z.B. über Whatsapp oder soziale Medien, um noch einfacher Menschen kennen zu lernen und sich beteiligen zu können.

Ein Grundprinzip solcher Arbeit ist es auch hier, die Haltung des Lernenden einzunehmen und neugierig auf das zu sein, was wir vom anderen lernen können. In der Praxis haben sich Angebote wie interkulturelle Familienpatenschaften, Familiencafés sowie interkulturelle Lesepatenschaften bewährt – Projekte und Konzepte, die die Ressourcen von neu zugewanderten Menschen aufgreifen, stärken und darauf aufbauen. Kulturell oder milieuspezifisch geprägte Verhaltensweisen, die eigene Sprache, ein spezifisches Wissen und ggf. auch die eigene Religion sind für jeden Menschen Mittel, mit denen der Alltag und besonders auch schwierige Situationen bewältigt werden können.

„Kultur“ wird häufig erst dann Thema, wenn es Konflikte gibt und versucht wird, die Probleme von Zugewanderten über kulturelle Differenzen zu erklären. In der Folge kommt es zu sogenannten kulturalisierenden Erklärungsmodellen, über die Verhaltensweisen von Menschen mit oft pauschalisierenden und sehr festen Bildern der jeweiligen Kultur begründet werden.

Es heißt z.B. oft, „Die arabischen Familien interessieren sich nicht für die Erziehung und Förderung ihrer Kinder.“ Bei all dem wird außer Acht gelassen, dass neben der Kulturdimension viele Faktoren das Handeln und Denken bestimmen. An diesem Satz bleibend, könnte es zum Beispiel sein, dass diese Aussage bei LehrerInnen oder ErzieherInnen entstand, weil bestimmte Eltern nicht zum Elternabend in der Schule oder Kita kommen. Sie interpretieren dies als kulturspezifisches Desinteresse am Kind, aber vielleicht kommen die Eltern nicht, weil es ihnen sprachlich und/oder vom Bildungsmilieu her nicht verständlich ist, was von ihnen erwartet wird. (Dieses trifft zum Beispiel auch auf viele autochthon deutsche Eltern zu.)

Viele Probleme von MigrantInnen sind in erster Linie Probleme von sozio-ökonomisch und bildungsbenachteiligten Bevölkerungsschichten und weniger ethnische oder kulturelle Probleme. Oft werden diese beiden Kontexte vermischt: gesellschaftliche Benachteiligung von Migranten wird dann als Kulturkonflikt dargestellt [vgl. Pavkovic 2001, S. 255].

Ein solcher Blick hilft in der Pädagogik wie in den alltäglichen Begegnungen nicht weiter, denn auch hier entstehen Bilder vom „Anderen“, die die Wahrnehmung der individuellen Person und auch von Gemeinsamkeiten verhindern. Wenn wir aber die einzelnen Menschen in ihrer individuellen Lebenswelt betrachten und keine „scharfen“ Grenzen zwischen „uns“ und „ihnen“ ziehen, vielmehr unsere Gemeinsamkeiten wahrnehmen – uns trauen, diese wahrzunehmen, haben wir eine Chance der Begegnung, von der alle Beteiligten profitieren.

Auf den Punkt gebracht: Erst wenn Menschen erleben, dass sie mit ihrem Handeln etwas bewirken, fühlen sie sich einer Gesellschaft zugehörig. Insbesondere müssen Eltern in ihrer Erziehungskompetenz für ihre Kinder ernst genommen werden. Erst wenn wir Orte und Begegnungsräume schaffen, wo die Familien erleben, dass Menschen interessiert sind, sie kennenzulernen, können sie Vertrauen aufbauen, sich öffnen und beginnen, ihr neues Leben aufzubauen. Erst wenn wir Begegnungen ermöglichen, in denen nicht mögliche Defizite, sondern die Ressourcen der Menschen im Vordergrund stehen, wird ein fruchtbarer Austausch möglich. Und für diesen Austausch braucht es eben nicht zwangsläufig die gemeinsame „sprachliche Sprache“. Denn es gibt eine gemeinsame Sprache jenseits der Verständigung einer gemeinsam oder nicht gemeinsam gesprochenen (Mutter-)Sprache. Gesehen-Werden und Angenommen-Werden kann auch anders als sprachlich transportiert werden: Selbst schweigendes Nebeneinandersitzen oder gemeinsames Spaziergehen kann sehr wirksam sein. Das Gefühl, dass jemand freundlich zu mir ist und einfach neben mir sitzt oder geht und mit mir die Zeit und den Raum teilt, hebt allein schon das eigene Selbstwertgefühl und fördert die Selbstwirksamkeit von allen an der Begegnung Beteiligten.

Nicht zuletzt ist die Auseinandersetzung mit dem Fremden und dem Neuen notwendige Voraussetzung für psychosoziale Entwicklung [vgl. Traxl 2015]. Und: unter den Bedingungen einer permanent heterogener und diverser werdenden Welt sind Interesse, Neugier, Konfrontations- und Austauschbereitschaft, die als Grundvoraussetzung für eine Heterogenitäts- und Diversitätskompetenz gelten, die Softskills der Stunde und der Zukunft - und für alle Menschen gleichermaßen wichtig! □

Literatur

- Bode, S. (2009): Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation. Stuttgart: Klett Cotta.
- Juul, J. (2016): Gewalt und Radikalisierung vermeiden- eine Anleitung, in Zusammenarbeit mit familylab.ch - <https://www.fritzundfraenzi.ch/erziehung/elternbildung/gewalt-und-radikalisierung-vermeiden-eine-anleitung/>, 12.06.2016. [Datum der Recherche:02.10.2016].
- Juul, J.: Die Praxis der gleichen Würde. http://familylab.de/files/artikel_pdfs/elternbriefe/06_die_praxis_der_gleichen_wuerde.pdf. [Datum der Recherche:02.10.2016].
- Fertig, T. (2015): Globale Kompetenz in der Weltgesellschaft. In: Teilhabe und Vielfalt: Herausforderungen einer Weltgesellschaft. Tagungsband des 7. Internationalen Symposiums der Heil- und Sonderpädagogik an der Universität Zürich, Juli 2015.
- Fischer, J., Graßhoff, G. (Hrsg.) (2016): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge „In erster Linie Kinder und Jugendliche“, sozialmagazin, 1. Sonderband 2016, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Hamburger, F. (2015): Wie ethnozentrisch ist die Sozialpädagogik? Vortrag an der Universität Lüneburg 6.6.2015.
- Hamburger, F. (2016), Ambivalenzen der Hilfe In: Fischer, J., Graßhoff, G. (Hrsg.): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge „In erster Linie Kinder und Jugendliche“, sozialmagazin, 1. Sonderband 2016, Weinheim und Basel Beltz Juventa, S. 122-128.
- Iskenius, E. L. (2016): Flüchtlinge. Zwischen Traumatisierung, Resilienz und Weiterentwicklung. Vortrag auf der Fachtagung: Salutogenese im Kontext von Flucht, Migration und Jugendhilfe, Berlin, 7.8.2016.
- Jehles, N., Pothmann, J. (2016): Mengen, Verteilung und Durchschnittswerte. Ausgewählte Daten zu unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen. In: Fischer, J., Graßhoff, G. (Hrsg.): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge „In erster Linie

- Kinder und Jugendliche“, sozialmagazin, 1. Sonderband 2016, Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 33-43.
- Klein, L. (2004): Wenn die Worte nur so aus einem herausfließen... Warum eine dialogische Haltung die Sprache fördert. In: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik (TPS) 4/2004, online abgerufen: <http://www.kindergartenpaedagogik.de/1341.html>. [Datum der Recherche:02.10.2016].
- Pavkovic, G. (2001): Erziehungsberatung mit Migrantenfamilien. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 50 (2001) 4, S. 252-264. Vandenhoeck&Ruprecht
- Schopp, J./Marek, J. (2013): Dialog als neuer Weg in der helfenden Beziehung. Raum für echte Begegnung und gemeinsames Lernen auf Augenhöhe schaffen, In: DER MENSCH 47, 2-2013, S. 5-11.
- Schopp, J. (2006): Eltern Stärken. Dialogische Elternseminare. Ein Leitfaden für die Praxis. 2., überarb. Aufl., Opladen, Barbara Budrich.
- Shah, H. (2015): Flüchtlingskinder und Jugendliche Flüchtlinge. Broschüre, Zentrum für Trauma und Konfliktmanagement, Köln.
- Traxl, B. (2015): Zur Dialektik von Inklusion und Exklusion – Entwicklungsobjekte in der Sonder- und Heilpädagogik. Vortrag im Rahmen des 7. Symposiums Internationale Heil- und Sonderpädagogik. Universität Zürich, 18.07.2015.
- Zito, D. Martin E. (2016): Umgang mit traumatisierten Flüchtlingen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Ina Stanulla

... ist beim freien interkulturellen Träger LebensWelt gGmbH in Berlin seit 2009 für die Öffentlichkeitsarbeit und Projektentwicklung zuständig. Davor war sie acht Jahre wissenschaftliche Referentin im AFET Bundesverband für Erziehungshilfe e.V. in Hannover. Studiert hat sie Sozialpädagogik an der Universität in Lüneburg, wo sie im Anschluss an das Studium wissenschaftliche Assistentin im Präsidialamt und Dozentin im Bereich Sozialpädagogik war. Sie ist auch im Bereich der Erwachsenenbildung tätig, Schwerpunkte und gleichzeitig Anliegen sind dabei interkulturelle Öffnung und interkulturelle Kompetenz, dialogische Haltung und Methoden.



Quelle: Autor

Veröffentlichungen

- Stanulla, I. (2012): Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Wie gehen wir mit der Tatsache um, dass das Interkulturelle so schwer zu beschreiben ist? In: LebensWelt (Hrsg.): PerspektivenVielfalt. Eine Evaluation der interkulturellen Familienhilfe des freien Trägers LebensWelt. Eigenverlag, Berlin, S. 120-129.
- Stanulla, I./Sejdijaj, D. (2012): Mittler zwischen den vielfältigen Lebenswelten am Standort Schule. In: Der Paritätische, Vielfalt im Alltag gestalten. Berlin, S. 16-17.
- Stanulla, I. (2016): Der Dialog als salutogenetische Haltung und Methode. Eine Einführung in die Praxis. In: LebensWelt (Hrsg.): Würdigung der interkulturellen Jugendhilfe. Ein Plädoyer für Salutogenese und Achtsamkeit, S. 131-136.

Sahibe Yolci

... ist ebenfalls beim freien interkulturellen Träger LebensWelt gGmbH in Berlin tätig und dort Bezirksleitung im Bereich der ambulanten Hilfen zur Erziehung. Sie studierte an der FU Berlin Germanistik, Psychologie, Erziehungswissenschaften und arbeitete während ihres Studiums in der Familien- und Jugendbildung. 2011 baute sie bei dem Träger LebensWelt das Angebot der ehrenamtlichen interkulturellen Familienpatenschaften auf, das sie bis heute leitet. Sie ist auch im Bereich der Erwachsenenbildung tätig, Schwerpunktthemen sind dort interkulturelle Kompetenz und dialogische Haltung.



Quelle: Autor

Veröffentlichungen

- Yolci, S. (2009): Möglichkeiten in der interkulturellen Jugendhilfe In: LebensWelt (Hrsg.): Erfahrungsberichte und Praxisbeispiele interkultureller Jugendhilfe, Berlin: Eigenverlag, S. 33-69.
- Yolci, S. (2016): Achtsamer Umgang im interkulturellen Team. In: LebensWelt (Hrsg.): Würdigung der interkulturellen Jugendhilfe. Ein Plädoyer für Salutogenese und Achtsamkeit, Berlin: Eigenverlag, S.123-130.